

Süddeutsche Zeitung, 10. Mai 2008

Die Reise der Rose

Von Karin Steinberger

Globale Geschäfte zwischen Blühen und Verderben: "Macht ihr das alles nur für die Schönheit?" Auserlesen in Holland, aufgewachsen in Kenia, aufgeblüht in Deutschland - was eine Blume alles erlebt, bevor sie in der Vase welkt

Aalsmeer, Naivasha, München, im Mai - Lex Voorn sagt, sobald eine Rose geschnitten wird, beginnt sie zu sterben. Und sie gerät in Panik, in Fortpflanzungs-panik. Dann legt sie los, pumpt alles, was sie hat, hinein in ihre Blüte, verschwenderisch, todesverachtend, viel zu früh, viel zu schnell. Ausgerechnet dann, wenn sie eigentlich Ruhe geben sollte, weil das Schneiden ja erst der Anfang eines langen Weges ist - hin zum Kunden. Das alles muss man wissen, auch, dass eine Blume ein launiges Ding ist, sonst kann man es gleich bleiben lassen, das Rosenzüchten.

Lex Voorn weiß es. Sein Gewächshaus auch. Es surrt, mal wird ein Sonnenfilter zugezogen, dann wieder auf, mal gibt es künstliches Licht, dann echtes, jede Rose hat ihren Lux-Bedarf, ihren Nahrungs-Bedarf, jede schwebt in einem Bett aus Steinwolle über dem Boden. Siebenmal am Tag bekommt sie über eine Sonde Wasser und Mineralien und Nährstoffe. Ein paar Sekunden nur. Es zischt leise, wenn Rosen essen, dann ist wieder Ruhe. Was unten raustropft, wird aufgefangen, analysiert, aufbereitet. Bedürfnisse werden berechnet, Dosen erhöht, alles vollautomatisch, computergesteuert. Perfekte Versorgung, perfektes Wachstum. Was hier in Kudelstaart in der Nähe von Amsterdam wächst, wird gedrillt zur Höchstleistung. Gedrillt für den Weltmarkt.

Und mittendrin Lex Voorn, den Arm voller Grünzeug, er geht vorbei an siebzigblättrigen Rosenköpfen, an Stielen, wie mit dem Lineal gezogen. Er ist ein großer Mann mit großen Händen, in die die riesigen Köpfe seiner Rosen gerade so hineinpassen. Er lässt seine Finger über die Pflanzen streichen, reißt welke Blätter ab, biegt schwache Triebe nach unten. Kann es nicht lassen. "Ich war wohl eine Rose in einem früheren Leben", sagt er, lacht nicht, warum auch. Es ist ihm Ernst.

Lex Voorn macht Rosen. Rosen mit gigantischen Köpfen, 25 Blütenblätter mindestens. Lex + heißt die Firma, es gibt sehr viel größere, auch in der Umgebung. Aber nur wenig exklusivere: Seine Avalanche ist berühmt, eine Blüte wie hingepinselt, prall und groß, ein wachsweißer Traum, der zu den Rändern hin die Farbe einer Limone annimmt. Die perfekte Rose, so exklusiv, dass sie im Jahr nur Stöcke für sieben Hektar an Rosenfarmen verkaufen. Man darf

den Markt nicht überfluten, wenn der Preis fällt, kommt er nie zurück. Avalanche ist bis 2011 ausverkauft.

Rot und Rot gibt Weiß

Jetzt sucht Lex Voorn die perfekte rote Rose. Seit Jahren. Auf dem Weg dorthin sind andere entstanden: die gesprenkelte Fiesta, die cremefarbene Cum Laude, die sanfte Prima Donna. Der Weg der Rose beginnt in Einsamkeit, ganz hinten im Gewächshaus, dort rennt Voorn monatelang mit Pinsel und Blütenstaub von Pflanze zu Pflanze, wie es ihm in den Sinn kommt, weil er die Blätter der einen mag, die Köpfe der anderen. Was rauskommt, weiß keiner, zwei gelbe ergeben eine rote, zwei rote eine weiße Rose. "Es ist Lotterie", sagt Voorn. Der Rest ist Betriebsgeheimnis.

25 000 bis 50 000 Setzlinge entstehen bei Lex + jedes Jahr. 500 bis 600 kommen ins zweite Jahr, er nennt sie Babys. "Die müssen erst erwachsen werden", sagt er, lächelt mild, die meisten schmeißt er trotzdem raus, die Blüten klein, die Farbe wischiwaschi, die Blätter fransig. Eine oder zwei davon schaffen es in Holland nach sechs Jahren auf den Markt, zwei in Afrika, zwei in Südamerika. Es gibt Jahrgänge, aus denen es nicht eine schafft, sagt Voorn, greift nach einer Blüte, drückt sie. "Die ist nichts, die muss raus", sagt er. Es reicht nicht, schön zu sein. Eine Rose muss heute alles können. Sie muss gefallen, sie muss Geld bringen. Sie muss eine Blume sein, die nicht macht, was eine Blume macht - schwächeln. Sie muss genug Blüten pro Quadratmeter hervorbringen, ihre Stiele müssen kerzengerade und lang genug sein in Proportion zum Kopf, eine Rose mit vielen, harten Dornen hat keine Zukunft, die Blütenfarbe muss jeden Tag gleich sein, die Köpfchen müssen elegant, die Blätter am Stiel dicht und robust sein. Eine Rose muss im Winter blühen, transportfähig sein und stabil. Wenn die Blüte geschlossen geschnitten wird, muss sie in der Vase trotzdem aufgehen, eine Rose, die sich nur öffnet, wenn sie offen gepflückt wird, kann keiner exportieren. Sie darf nicht anfällig sein für Krankheiten und Schädlinge, sie muss eine Reise in einer Schachtel ohne Wasser vertragen, muss Temperaturschwankungen überstehen, die auf der Fahrt von Kenia zu den Blumenauktionen in Holland auftreten, sie soll nach all dem ein, zwei Wochen in der Vase stehen - makellos. Und sie muss in sechs, sieben Jahren noch gefallen. So lange lebt ein Rosenstrauch.

Lex Voorn ist da die geringste Hürde.

Er steht da, es ist warm hier drinnen, draußen ist es kalt. Das Holland-Problem, Heizen wird unbezahlbar, nur mit teuren Rosen kann man da noch Geld verdienen. Die meisten Blumen werden mittlerweile im Süden angebaut, in Kenia, Uganda, Tansania, Äthiopien, in Ecuador und Kolumbien, in China und Indien. Alle machen Rosen, weil sie teuer und die beliebtesten aller Blumen sind. Millionen Rosen, immer billiger, immer perfekter. Wenn sie ankommen, haben sie meist mehr von der Welt gesehen als der Kunde. Aus Holland kommen Setzlinge, Jungpflanzen und Know-how, die Blumen aber wachsen am Äquator, wo Arbeit billig ist und das Heizen unnötig.

Wer versagt, fliegt raus

Lex Voorn hat andere Probleme. "Schau, das ist eine perfekte Rose, aber ihr Hals", sagt er, zupft unter der Blüte herum, biegt den Stiel hin und her. Ihm ist er zu lang und zu dünn, Winzigkeiten. Das Leben ist hart in seinem Gewächshaus. Ein Fehler, und man fliegt raus. Dann verschwindet eine Rose für immer. Eine Rose, die es kein zweites Mal gibt. Wenn Lex

Voorn nicht selektiert, macht es ein anderer. Eine Rose, die keiner anbaut, ist eine tote Rose. Eine, die keiner kauft, sowieso.

Steve Outram weiß das. Er sitzt in seinem Büro in Kenia, am Ufer des Naivashasees. Er ist der Mann, der Lex Voorns Rosen in Kenia testet. Manche werden hier schöner, andere nicht. Im Gewächshaus nebenan stehen sie. Die Sieger sind klar erkennbar. Die gelbe Amani ohne Dornen, Dolce Vita mit ihrem roten Kern in sandigem Weiß. Outram verkauft die Blumenstöcke, die Voorn in Holland macht, einen Hektar hier, sechs dort. Der erste Farmer bekommt einen Vorzugspreis, er trägt das Risiko, eine neue Blume auf dem Markt einzuführen. 40 bis 50 neue Rosen werden jedes Jahr lizenziert. "Wenn ich Blumenfarmer wäre, ich würde verrückt werden bei der Auswahl", sagt Outram.

Craig Oulton ist Blumenfarmer. Er ist nicht weit entfernt von Outram, ein paar Minuten die Straße hinunter. Er kauft seine Rosenstöcke bei anderen, seine Kingfisher Farm gehört zum Finlays Konzern, der wiederum ist Teil des Swire Weltkonzerns. Eine andere Liga. Sie liefern täglich eine halbe Million Rosen an Supermärkte: Marks & Spencer, Coop, Tesco. Feste Preise, Direktverkauf. Sie brauchen keine großen Rosenköpfe, sie brauchen viele. Nicht wirklich Lex-Kundschaft.

Craig Oulton ist "Senior Grower" und Geschäftsführer der Kingfisher Farm, ein dünner, hellhäutiger Mann, der in Kenia aufgewachsen ist. Wenn Oulton von Blumen spricht, klingt es, als rede er von Menschen. Seine Rosen brauchen einen gesunden Schlaf und frische Luft, sie haben gute Tage und schlechte, sie wollen in Ruhe gelassen werden und dann umsorgt, sie haben Hunger, Durst und Launen. Wenn er könnte, würde er ihnen Mozart vorspielen. Ja, Mozart würde ihnen gefallen.

Dann rennt er in eines seiner Gewächshäuser. Es ist das Iceberg-Rosen-Haus, weiße Knospen spitzen aus einem Meer von Grün - bei 30 Grad. Er führt die Farm militärisch, jeder Arbeiter 14 Blumenbeete, alle zwei Hektar ein Abteilungsleiter, alle zehn ein Werkführer. Auf Schildern steht, wer fehlt und wie viele Blumen am Vortag in diesem Gewächshaus geschnitten wurden. Die Arbeiter bei den Rosen tragen gelbe Anzüge, die bei den Nelken grüne. 2360 Angestellte hat er auf der Farm, drei Mal am Tag wird geerntet.

Sie haben hier ein Ziel: Vom Feld auf den Küchentisch in 48 Stunden.

Der gesamte Naivashasee ist umrahmt von Gewächshäusern wie diesem. Sie legen sich wie ein Ring um ihn herum - ein See aus Plastik, der im Wind leise knistert. Arbeiterinnen gehen durch die Reihen, biegen Stunde um Stunde schwache Triebe nach unten, so, dass sie nicht brechen und weiter für die Blüten arbeiten. Bending nennen sie das, die Äste hängen wie ein Tischtuch unter den Rosen. Es ist das Kraftwerk der Pflanzen. Dann hebt sich das Dach des Gewächshauses, Luken öffnen sich, Wände fahren nach oben. Gewächshäuser machen, was Rosen wollen, sie kümmern sich um das perfekte Klima, die Blumen müssen nur wachsen. Immer und immer wieder, pünktlich, alle sechs Wochen. Oulton schaut in den Himmel, sieht Wolken. Nicht gerade das beste Blumenwetter. Es ist, als würde er selber darunter leiden. Dann wechselt er das Thema, er kennt die Fragen: "Wenn wir die Gewächshäuser erneuern, recyceln wir die alten. Das werden Plastiktüten."

Sie wissen hier sehr genau, was geschrieben wird über die Rosen aus Afrika und Südamerika. Es ist immer das Gleiche an den großen Blumentagen, wenn die Maschinerie anläuft, wenn sich der Markt vorbereitet auf den einen Tag, wenn Blüten Hauben bekommen, um nicht zu früh zu reifen, wenn sie in ihren Gewächshäusern das machen, was sie "flush the market"

nennen, den Markt überfluten, wenn sie ihre Pflanzen auf das eine Datum hintrimmen. Es ist jedes Mal wie ein Rausch, Preise steigen, Flieger um Flieger düst in den Norden. So ist das an jedem Muttertag, am englischen, am europäischen, und an jedem Valentinstag.

Und immer dann kommen sie mit diesen Geschichten von Chemikalien im See, von Niedriglöhnen, Kinderarbeit, sexueller Belästigung, von Schädlingsbekämpfungsmitteln, die in Europa verboten sind, und Arbeitern, die ohne Schutzanzüge sprühen. Horrorgeschichten von Brechreizen, Allergien, Sehstörungen, Leukämie und Fehlgeburten.

Gut für das Geschäft ist das nicht.

Craig Oulton hat es satt, dieses Gerede. Als hätten sie nichts gemacht in den letzten Jahren. Sie haben Teile der Produktion auf Hydrokultur umgestellt, jede Pflanze bekommt jetzt das, was sie braucht, der Rest wird aufgefangen, gereinigt, wiederverwertet. Viel weniger Wasser verbrauchen sie, sagt er, deckt ein Wasserreservoirbecken auf, erklärt die Filter und die ultravioletten Strahlungen, mit denen sie es reinigen. Zeigt das Feuchtgebiet, durch das Schmutzwasser fünf Tage lang läuft und natürlich gereinigt wird, von Pflanzen. Es sieht aus wie im botanischen Garten, Frösche quaken. "Das kommt sauberer in den See, als wir es herausholen." Er taucht seine Hände ein. "Trinkwasser", sagt er und trinkt es nicht.

Gleich daneben Gewächshäuser, in denen die Firma DuduTech Schädlinge züchtet, um Schädlinge zu bekämpfen. "Die guten Läuse bekämpfen die schlechten Läuse", sagt Craig Oulton. Sie züchten hier millionenfach *Tetranychus urticae*, die Gemeine Spinnmilbe, den Horror aller Rosenzüchter. Sie brauchen sie, um damit die guten Milben zu ernähren. Rechts die Bösen, links die Guten. Beide sind winzig und rot, identisch. Nur laufen die Guten schneller, sie werden gefüttert und aufgepäppelt, in Bechern gesammelt und ausgesetzt, den Feind zu essen. Weniger Pestizide, weniger Probleme.

Doch während sich Craig Oulton aufregt über die Forderung, Blumen zu boykottieren, während er sagt, dass darunter nicht das Management leiden würde, sondern die Arbeiter, läuft die Produktion weiter. In die Kühlräume werden immer mehr Rosen geliefert, lange, kurze, rote, gelbe. Aus der Kingfisher Farm und der Flamingo Farm, sie kommen von der Hitze in die Kälte, in Eimer voller Wasser, Oulton sagt, sie müssen sich ausruhen vor der Reise. Eigentlich aber sollen sie für ein paar Stunden das Sterben vergessen.

Bücken, Sprühen, Schneiden

An einem anderen Ort treffen sich Arbeiter, keine Namen, keiner will den Job verlieren, sie haben nichts anderes, sind alle nur wegen der Blumen hier. Aber die Menschen sollen wissen von den Arbeitsbedingungen in manchen Farmen. Es sind ein paar schwarze Schafe, man kennt sie, dort gibt es keine Feuchtgebiete und keine Krankenhäuser für die Belegschaft. Die Männer vom Wachpersonal erzählen von Uniformen, in denen sie frieren in den Nächten, Arbeiterinnen von den Rückenschmerzen, die sie bekommen vom ewigen Bücken, Sprüher von den brüchigen Anzügen, die sie tragen, wenn sie das Gift verteilen. Sie erzählen von kaputten Händen, von Abteilungsleitern, die junge Mädchen abfangen in den Weiten der Farmen, von Vorgesetzten, die sie nach dem Sprühen wieder hineinschicken in den giftigen Nebel, von nagelneuen Sicherheitsanzügen, die herausgeholt werden, wenn die Leute kommen von den Fairtrade-Organisationen, um die Arbeitsbedingungen zu überprüfen und die ökologischen Standards. Fair Flowers Fair Plants (FFP), Flower Label Programm (FLP), Max Havelaar, Fairtrade und wie sie heißen. Und sie klagen über die Löhne, 50 bis 70 Euro

im Monat. Auf die Bouquets kleben sie die Preisschilder für englische Supermarktkunden. Ein paar Rosen kosten dort so viel, wie sie am Tag verdienen.

Blumen für die Mütter, und hier schufteten Mütter.

Sie verarbeiten eine Farbe nach der anderen, holen Berge von Rosen aus dem Kühlraum, entfernen Dornen und Blätter, unnützes Gewicht. Sortieren die Rosen nach Länge und Größe und Qualität. So wie es der Kunde will. Zehn Rosen, zwanzig Rosen, die Köpfchen werden eingewickelt, in Kartons geschichtet, Blüten nach außen. Andere machen Bouquets, Rosen, Grünzeug, Gerbera. Särge nennen sie die riesigen Kartons, auf denen Hinweise in Englisch und Arabisch für die Arbeiter auf den Flughäfen stehen. Damit sich keiner an den Blumen überhebt.

Oben am Hügel stehen die Massai gleich am Elektrozaun der Kingfisher Farm, der ihre staubigen Lehmhütten überragt. "Den haben sie für uns gebaut", sagen sie. Vier Korridore gibt es noch zum See, vier Korridore, um das Vieh zum Wasser zu führen. Der Weg wird immer länger, sie müssen um den Zaun herum, um Farmen herum, um Privatvillen herum, bis sie am See sind. Früher war alles hier Massai-Land, früher gab es keine Korridore. Moses Mwaka Njoshora erzählt von dem roten Wasser, das seine Tiere tranken, bevor sie starben, unten bei der Plantation Plants Farm. Die Blumenfirmen exportieren unser Wasser, eine Blume besteht zu 90 Prozent aus Wasser, sagen die Massai. Und noch etwas sagen sie, dass sie sich beworben haben um einen Job, aber nie Antwort bekamen.

Und unten auf der Farm fahren jetzt die Lastwagen vor, docken an, damit die Kälte nicht entkommt aus den Blumenverarbeitungshallen. Fahren vor und weg und docken ein paar Stunden später im Cargo Village am Flughafen in Nairobi an, wo David Kioko schon wartet und erst einmal ein Thermometer in eine Kiste rammt. Acht Grad, perfekt. Sie nennen das die Integrität der Kühlkette. Hinter ihm zieht ein Pflanzengesundheitsinspektor einen Strauß aus einer Kiste, schaut sich die Blumen an, er ist auf der Suche nach *Helicoverpa armigera*, dem afrikanischen Baumwollkapselwurm, nach weißen Fliegen und Thysanoptera, dem Fransenflügler. "Wir lassen nur das Beste aus dem Land", sagt er und stempelt Papiere.

Alles kommt hier bei dem Fracht-Agenten Jetflowers zusammen. Im Hintergrund sortieren Arbeiter Blumenkartons und Gemüsekartons, schichten sie auf Paletten, rechnen Höhe und Gewicht aus, sortiert nach Kunde, nach Flieger, nach Ankunftsland, bringen die fertigen Paletten mit dem Traktor aufs Rollfeld, die Lufthansa-Maschine steht schon da, Luken offen. Rechts wartet ein Cargo-Jumbo von Air France, links einer von Martinair. Sie mischen die Paletten beim Einladen, Blumen, Gemüse, ein bisschen Fisch. Blumen sind leicht, Gemüse schwer. Damit nichts ins Ungleichgewicht kommt.

Und David Kioko schreit in den Flugzeuflärm hinein: "Was macht ihr mit all den Blumen? Stellt ihr sie alle auf eure Tische, nur für die Schönheit?" Kann es nicht fassen. Seit 19 Jahren arbeitet er mit Blumen, er starrt LH 8297 an, notiert die Abflugzeit. Europa, für ihn ist das ein Kontinent überschüttet mit Blumen.

Der Kunde ist grausam

Die Rose hat andere Sorgen. Sie hat seit dem Morgen keine Wurzeln mehr und liegt in einer Kiste mit Hunderten anderen Rosen. Wenn sie nicht direkt zum Kunden fliegt, kommt sie am nächsten Tag in der Bloemenveiling Aalsmeer bei Amsterdam an, wo man sie aus der Kiste holt, ihre Köpfchen auspackt und ihre wunden Stiele in einen Kübel voll Wasser stellt. Und

wieder kommt sie in einen Kühlraum, vier Grad, wieder soll sie schlafen. Aber diesmal sind 45 Millionen andere Blumen um sie herum, 20 000 Sorten. Vor dem Valentinstag wurden hier 100 Millionen Rosen verkauft. In einer Woche.

Bloemenlust nennen die Holländer diesen Irrsinn.

Aalsmeer ist Verteilerstation. Hier werden Trends gemacht und Preise, hier kaufen die ein, die nicht groß genug sind, um sich direkt beliefern zu lassen. Hier wissen sie, dass Deutsche am liebsten Blumen kaufen, die noch zu sind, dass Russen große, protzige Rosen wollen und Schweizer am meisten für sie ausgeben. An keinem Ort dieser Erde kann man so viele Blumen auf einmal sehen. Ein Meer an Farben, ein Rausch an Schönheit um fünf Uhr morgens. Großhändler streifen durch das gigantische Kühlhaus und schauen sich die Blumen an, die sie später kaufen wollen. Im Gebäude fahren Mitarbeiter mit dem Fahrrad zu ihrem Arbeitsplatz.

Versteigert werden die Blumen an sogenannten Uhren, auf denen Bilder der jeweiligen Blumen zu sehen sind, der Name des Züchters, die Zuverlässigkeit des Farmers, der Preis läuft rückwärts, wird immer billiger, rast gegen den Uhrzeigersinn centweise herunter. Es ist das holländische System. Vor den 13 Uhren hocken Großhändler wie Studenten im Hörsaal. 45 000 Transaktionen laufen hier jeden Morgen. Es gibt die Rosenuhr und die Gerbera-Uhr. Ein paar Sekunden dauert es. Wenn keiner bietet, fährt der Wagen die Blumen direkt zum Kompostierer.

Der Rose ist das egal, sie hat nur noch eines im Sinn. Fortpflanzung. Es ist Dienstagmorgen, verkauft wurde sie um 6.30 Uhr, dann wurde sie umgepackt, eingeladen, in einen Laster gesteckt, nach München gefahren, am nächsten Morgen um 5 Uhr wurde sie an Erikas Blumenstand'l am Viktualienmarkt ausgeladen, zusammen mit Gerberas, Flieder, Wicken und einem gigantischen Eimer Avalanche, Jungschnitt. Blüten wie hingepinselt, prall und groß, ein wachsweißer Traum, der zu den Rändern hin die Farbe einer Limone annimmt. Jetzt kommt nur noch eines, der Kunde. Er ist das Ende einer langen Reise, meist auch das Ende der Kühlkette.

Der Kunde kann grausam sein. Er trägt Blumen durch die Hitze, lässt sie ohne Wasser liegen, schneidet sie nicht an, bevor er sie in eine dreckige Vase steckt, er stellt sie neben einen Korb voller Obst, das Ethylengase um sich schleudert, die den Reifeprozess beschleunigen. Er schüttet die Schnittblumennahrung in den Müll statt ins Wasser. Lex Voorn lächelt, seine Blumen überleben auch das. 14 Tage Vasenleben garantiert er für Avalanche. 14 Tage - die letzten und manchmal auch die schlimmsten zwei Wochen im Leben seiner Rosen.

© Süddeutsche Zeitung GmbH, München. Mit freundlicher Genehmigung von <http://www.sz-content.de> (Süddeutsche Zeitung Content).